

Belletristische Beilage

zum sächsischen Erzähler.

Zur gemeinnützigen Unterhaltung für alle Stände.
(Wird jeder Sonnabends-Nummer ohne Preiserhöhung des Hauptblattes beigegeben.)

Leben.

Von Mary Holmquist.

Das Leben lebe! Ihm gilt mein Spruch!
Es lebe des Lebens goldenes Buch,
Aus dem uns auf tausend und tausend Seiten
Liederdurchflungene Glückseligkeiten,
Drängender Wünsche verzehrendes Glühn
Freuden und Wonnen entgegenblühn!

Aus dem uns mit vollem, tiefstem Klang
Zum Herzen dringt ein wehvoller Sang;
Von allem, was Menschenseelen gelitten,
Von allem, um das so heiß sie gestritten,
Was sie besessen, — verloren, — erstrebt, —
Um das sie in mühevolem Kampfe gelebt.

Das Leben! Das unbarmherzig und kalt
Den Willen dir bricht mit harter Gewalt.
Das Beste in dir um des Brotes willen
Erstickt und hemmt! Bis du mit stillen,
Langsamem Schritten weitergehst, —
Nicht mehr wünschst und nicht mehr flehst.

Das Leben, das dir mit rauher Hand
Alles entreißt, was dir seelenverwandt;
Das vor tausend bitteren, heißen Tränen,
Vor edelster Herzen edelstem Sehnen,
Vor verzweifelter Menschen wildem Gebet
Mit höhrendem, steinernem Lächeln steht.

Du Leben! Ich hasse dein süßes Gesicht
Mit dem Rätselblick. Ich diene dir nicht!
Warum soll ich leiden und Schmerzen tragen,
Ums Tägliche Seele und Körper plagen?
Narrst du mich nicht mit all deinem Tand,
Den verlockend du breitest mit winkender Hand?

Du lockst uns vom Wege zu heißem Genuß,
Raunst leise von irrem, verlangendem Kuß,
Von allem, was zwischen heut und morgen
Berausche die Sinne, betäube die Sorgen,
Und lässest den Armen verzweifelt stehn,
Wenn er der Sünde ins Auge gesehn.

Doch sind wir jung! Wir leben so gern,
Und wähen das Ende so meilenfern.
Wir preisen das Leben, das wechselvolle,
Das tränen schwere, das taumeltolle!
Das uns durch Höhen und Tiefen führt
Mit Adlerfittich die Stirn berührt.

Nicht jener gedenkend, die matt und träg
Behäbig wandern den täglichen Weg,
Zufrieden und satt! Da ist kein Sterne-holen-wollen,
Kein nagender Wunsch, verzweifelt Grollen.
Kein jubelndes Lied aus dem Herzen bricht,
Diese trotten ja nur! Sie leben nicht!

Leben! Du schillerndes Rätselbild!
Dämonisch verzehrend, weichhändig-mild!
Wir können in Schmerzen von dir nicht lassen!
Wir hängen dir an, wir wollen dich fassen!
Wir wollen leben! Wir wollen sein!
Wir wollen unsagbar glücklich sein!

Wir alle, sie alle! Trotz Haß und Hohn,
Trotz Händereden und Angst und Drohn,
Trotz Leiden und heimlichen Kummernissen,
Trotz Elend und Not, — wer will dich missen?
In Lachen und Weinen ein Wunsch erglöh:
Leben, nur leben! — Die Erde blüht! —

„Rache“.

Roman von Doris Freiin von Spätgen.
(Nachdruck verboten.)

1. Kapitel.

„Gory, — bist Du es?“
„Ja Mutter! Botscha sagte, Du wünschtest mich
zu sprechen!“ Klang die Antwort leise und sanft zurück.
Das Zimmer, in das eine schlanke, mittelgroße
Mädchengestalt getreten war, schien, soweit sich bei der
matten Beleuchtung einer Nachtlampe erkennen ließ,

hoch und groß zu sein, so daß das breite Bett kaum
nennenswerten Raum darin einnahm.

Aber die mit Aether, Kampfer und allerlei be-
lebenden Essenzen durchsetzte Atmosphäre bekundete nur
zu deutlich das Krankenzimmer.

Belnahe Herzbelemmend legte sich die dicke Luft
auf der Eintretenden Brust.

„Komm nur näher, Stebling! Du bist doch allein?“
erscholl es wieder mit matter Stimme hinter der Bett-
gardine.

„Gewiß, Mutter! Isabel fuhr mit Tante Schrattenbach zu jenem Wohltätigkeitskonzert. Du wünschtest es ja — hattest es doch erlaubt.“

„Natürlich — gut. So, — nun setze Dich hier dicht an meine Seite, Vory. Gerade diesen Abend geht es mir etwas besser, daß ich einiges mit dir besprechen möchte, Kind.“

Das junge Mädchen hatte sich an der Lagerstatt niedergelassen und küßte die auf der seidnen Decke ruhende, durchsichtig bleiche Hand.

Im Dämmerlicht des Gemaches ließ sich der Ausdruck ihrer Züge nur unvollkommen erkennen, allein ein mühsam bekämpftes Schluchzen hob und senkte die schwer arbeitende Brust.

„Nicht doch, Vory, warum weinst Du?“

Die schmale, fast schattenhafte Gestalt der Kranken hob sich etwas empor und verweisend schaute sie in das tränenfeuchte Gesicht.

„Stehe doch — ich selbst bin ja ganz ruhig — ja, glücklich! Freuen solltet Ihr Euch mit mir, daß dieses elende, jämmerliche Dasein nun bald ein Ende nimmt, — freuen, daß mein armer, gequälter Körper nun bald ausruhen wird! Ach, Vory, ich bin so müde — so müde! Darum nicht schwach sein. Gerade von Dir erwarte ich Mut und Festigkeit, — Du — mein Sonnenkind!“

Die bebenden Hände preßte sie dabei auf das lockige Haupt der nun vor ihr Knieenden und fuhr nach einer Weile mit etwas stärkerer Stimme fort:

„Bestwillige Bestimmungen habe ich nicht getroffen. Es war zwecklos. Ihr lieben Kinder seit ja alle meine Erben, die für Dienerschaft und Arme hinreichend Sorge tragen werden — das weiß ich. Aber, Vory, eine Bitte habe ich Dir ans Herz zu legen, deren Erfüllung Du mir versprechen mußt! Ja, — Kind?“

„Alles, alles, Mütterlein! O Du hast niemals irgend welche Ansprüche an uns gestellt, nie habe ich irgend etwas für Dich tun können, darum gereicht es mir zur Genugtuung und Freude, daß ich Dir jetzt nützen kann!“

Des jungen Mädchens Stimme hatte nun ebenfalls mehr Festigkeit gewonnen und beinahe andächtig lauschend beugte sie das Köpfchen zum Ohr der Leidenden.

„Vory, — etwas wie eine Schuld drückt mich! Seit Euren sonnigen Kindertagen, wo ich noch zu gehen, mit Euch spielen, und Eure Gemüter und Herzen durch sanfte Mahnungen und Lehren zu leiten und bilden im Stande war, habe ich mich oft, — o wie oft — auf einem Unrecht ertappt. Ich wollte es immer gut machen, aber es gelang mir nicht!“

Die Angeredete verharrte regungslos.

„Ist es nicht Unnatur, einem Kinde mehr Liebe angedeihen zu lassen als dem andern? Ist Isabels ganzes Sein nicht mit Dir, der Zwillingsschwester, verwachsen? Und dennoch, — heute in dieser geweihten Stunde, der letzten vielleicht, die mir noch zu klarer Aussprache vergönnt ist, bekenne ich offen, daß Du, Vory, meinem Herzen weit näher stehst, — als sie!“

„Nicht doch, Mütterlein!“

Härtlich strich die Knieende über der Kranken Hand.

„Doch, — es ist Wahrheit, die sich nicht mehr bemänteln, noch hinwegleugnen läßt. Ueber diesem Rätsel habe ich nachgegrübelt für und für; hart — egoistisch schalt ich mich oft, — vergebens, Isabels Wesen blieb mir fremd, eine seelische Harmonie wollte zwischen uns nicht zu stande kommen. O, wie oft bin ich ungeduldig — ja, ungerecht gewesen, des Kindes Fehler reizten mich und ließen mich bitter werden. Ja, warum? Isabel ist hübsch, klug, ein seltener Zauber umgibt ihre Person, daß sie Dich fast in den Schatten stellt, meine Vory, und dennoch scheint eine unsichtbare Schranke unsere Herzen zu trennen! Ob sie wohl den Mangel an Mutterliebe empfunden haben mag? — Du, Vory, sollst nun mein Verschulden wieder gut machen! Was ich in unbegreiflicher Selbstsucht gefehlt habe, wird Deine liebe Hand wieder ins richtige Gleis zu bringen suchen. Die Aufgabe Deines Lebens soll es sein. Hörst Du mich auch, Kind?“

„Ja, — Mutter!“

„Gut, so versprich mir, daß, wenn ich nicht mehr bin, Du fortan Isabel mit doppelter Liebe und Rücksicht umgeben, ihr jeden Wunsch zu erfüllen trachten wirst! Beurteile ihre Fehler und Schwächen mild und füge — um meinetwegen — Stein um Stein zu der Schwester Glück!“

Gleichsam Hilfe suchend, legte die Leidende, während ein Beben durch den zarten Körper ging, ihren Arm um des jungen Mädchens Hals.

„Alles verspreche ich Dir, mein Mütterlein, alles. Es ist ja durchaus kein Opfer, was Du von mir verlangst! Trotz der von Dir erwähnten Fehler und Schwächen liebe ich Isabel viel zu sehr, um Deinem Wunsche nicht mit tausend Freuden zu entsprechen!“ gab die Tochter lebhaft zurück.

„Ja, — Du liebst sie, — das ist gut!“ flüsterte die Kranke kaum hörbar.

Da nun Schwäche sie wieder zu übermannen schien, vergingen mehrere Minuten unter tiefstem Schweigen.

Mit kaum vernehmbaren Atemzügen intete Vory noch immer an der Lagerstätte.

War die Mutter eingeschlummert? Sollte sie nun das Zimmer verlassen?

„Liebling, — bist Du noch hier?“

Die weiße Frauenhand griff plötzlich nach des Mädchens lockigem Haupt.

„Gewiß, Mütterlein!“

„Mache Deinen veredelnden Einfluß auch auf Reno geltend, Vory. Er scheint aus der Bahn gelenkt, — durch Harder, — der ihn, meiner Wahrnehmung nach, — irre leitet. Allein, sein Herz ist gut — glaube mir. Hilf dem Bruder eine passende Lebensgefährtin finden — das wird ihn heilen.“

„Reno ist sehr eigenmächtig in allem. Doch um Deinetwillen werde ich es versuchen!“

„Gott lohne Dich dafür, und schenke Dir selbst ein großes Glück, Vory! So — und nun gehe, ich bin müde. Sage auch Boscha, daß ich heute nicht mehr gestört sein will und die Pflegerin zur Ruhe gehen kann. Gute Nacht — Herzenskind!“

„Schlafe wohl, Mütterlein — gute Nacht!“

Boscha, der Zwillingsschwester ehemalige Kinderfrau, eine Polin von Geburt, jetzt Beschleferin des

Gräflin Comntz'schen Hauses, kam Vory an der Tür des anstoßenden Gemaches bereits entgegen.

Rasch erteilte sie der Dienerin die Befehle und ging tränenden Auges und schweren Herzens nach dem eigenen Schlafzimmer, wo sich das junge Mädchen laut schluchzend in einen Sessel warf.

Sollte die geliebte Mutter, an deren jahrelanges, schweres Slechtum man fast gewöhnt, nun von ihnen gehen und die drei Kinder als Waisen zurücklassen?

Es war das erste herbe Leid, welches über Vory's sonniges Frühlingsdasein hinwegbrauste und sie glaubte zusammenbrechen zu müssen unter dieser allgewaltigen Wucht.

Gräfin Therese Comntz Wunsch: „Die Bürde des elenden Daseins abwerfen und nun bald ausruhen zu können von allen Erden Schmerzen“ hatte sich über Erwarten schnell erfüllt.

Ohne Kampf, noch Qual war sie hinüber geschlummert und dem ihr bereits vor fünf Jahren vorangegangenen Gatten in ein besseres Leben gefolgt.

Da der verstorbene Graf, in seiner hohen Stellung als Minister des Landes, einst allerwärts große Liebe und Achtung genossen hatte, so bemühte sich natürlich jetzt auch jeder, der armen Dulderin die letzte Ehre zu erweisen und den Kindern aufrichtige Teilnahme auszudrücken.

Das große, während der letzten Jahre so vereinsamte Haus am sogenannten Wall (die kleine Residenz war vor alter Zeit eine Festung gewesen), welches Graf Comntz bei seinem Eintritt in den Staatsdienst käuflich erworben hatte, mochte die vielen Leidtragenden kaum zu fassen und nach Hunderten zählten die dem Trauerzug folgenden Equipagen.

Jetzt war es wieder still — totenstill darin geworden, jedoch schienen die Familienglieder das Bedürfnis nach gegenseitiger Aussprache, nach friedlichem Zusammensein nicht zu fühlen!

Jedes der drei Kinder blieb für sich und das Dienstpersonal schlich, als ob die kranke Frau noch immer auf ihrem Schmerzenslager ruhe, nur auf Zehenspitzen durch das verödete Haus.

Es war ein düster-grauer, nebeliger Novembertag gewesen, als man Gräfin Comntz zur letzten Ruhe hinausgetragen, und nach der Rückkehr vom Kirchhof hatte sich auch schon die frühe Nacht über den, betnahe herzklammend nach verlöschenden Kerzen und Totenkränzen duktenden Saal, dessen beide Flügeltüren noch immer weit geöffnet standen, herabgeseht.

Im dümmrigen Flur verharrten die Geschwister, in deren Gesellschaft sich nur eine Auserwählte, das alte Fräulein v. Schrattenbach, und Reno's Freund, Herr v. Harder, befanden, einige Minuten schweigend nebeneinander.

Vielleicht schwebte auch die stumme, aber bedeutungsschwere Frage, „Was wird nun?“ auf ihren Lippen.

Alein, keines schien in diesem Augenblick das richtige Wort zu finden und so trennte man sich.

Graf Reno schien ja stets nur Gast bei den Seinen in der Stadt zu sein und machte nie einen Hehl daraus, daß die Damenwirtschaft dort ihn langweile.

Gatten des Vaters letztwillige Bestimmungen ihn, den damals eben Volljährigen doch zum Erben der

eine knappe Wegstunde von K. entfernten schönen Besitzung Comntz eingesetzt, woselbst sein in großem Stille eingerichteter Haushalt, wie sein flottes Leben überhaupt, viel von sich reden machten.

Unbegreiflicherweise hatte Reno, obgleich er seinen „Referendar“ gemacht, die Karriere seitdem an den Nagel gehangen und weder Bitten, Ermahnungen, noch Vorwürfe der Schwestern vermochten den durchaus nicht unbegabten jungen Mann zu ernster Lebensauffassung und anregender Tätigkeit zu bestimmen.

„Auskosten — genießen!“ Das war neuerdings seine Devise geworden. Mit Vorliebe vertiefte er sich in die Lehren eines Friedrich Hegels und sah in der kraft realistischen Richtung ein verlockendes Ziel. Instinkt bedeutete ihm Gesetz — ein Narr, der nicht in schrankenlosem Genuße Befriedigung — Freiheit sah.

Religion — Familienbande? Bah! Renatus Comntz erdreistete sich sogar, darüber zu spotten und die soeben stattgefundenen weisevolle, wahrhaft ergreifende Beichenfelder hatte mehr Unbehagliches als Trauer in ihm erweckt.

„Warum die Menschen bei dergleichen unerquidlichen Veranlassungen immer solch endlose Zeremonien inszenieren? Die nächsten Angehörigen leiden darunter und für alle anderen sind es ermüdende Schauspiele. Die arme Mutter ist ja jetzt erlöst! — Warum trauern? Ich würde Beerdigungen nur in tiefster Stille der Nacht abmachen lassen. Im Prinzip bleibt sich das gleich. Aber hier könnte man doch gegen die „Pietät“ verstoßen.“

Renatus hatte bei diesen im gereizten, trivialen Tone gesprochenen Worten den mit breitem Florbande umhüllten Zylinderhut zur Seite geschleudert und riß ungeduldig die Handschuhe ab.

Etwas Ungefügiges, Hastiges kennzeichnete des jungen Mannes ganze Art, was gegen den träumerischen Ausdruck seiner dunklen Augen und dem blasierten, fast mädchenhaft weichen Zuge, welcher meist um die schön geschnittenen Lippen schwebte, auffallend kontrastierte.

„Biel zu hübsch für einen Jungen!“ hatte der verstorbene Vater oft gesagt, wenn sein Einziger, den er vergötterte, kaum drei Rase hoch, in seiner schmeichelnden Weise etwas von Papa ertrogen wollte.

Und jenen, Renatus von klein auf anhaftenden Zauber hatte der Jüngling und Mann durchaus nicht eingeübt, nur daß heute etwas Hochmut und Selbstüberhebung den Eindruck bedenklich schmälerten.

In Renatus' Mienen stand nur zu deutlich zu lesen, daß er siegen wollte. Und meistens siegte er.

Man suchte seine Gesellschaft, man verwöhnte ihn, weil der junge Gutsherr von Comntz den Leuten durch scheinbar auffällige selbstlose Handlungen imponierte.

Bald nach seines Vaters Tode hatte er sich einst von einer Reise einen Freund mitgebracht, einen armen Teufel ohne Familie, noch Vermögen, der in Renos gastlichem Hause fortan nicht nur Heimat gefunden, sondern fast brüderliche Rechte bei ihm genoß.

Friedrich v. Harder hatte gleichfalls Jura studiert, jedoch kurz vor dem Assessorexamen die Karriere aufgegeben. Ob ein heimlicher Kummer den sonst höchst intelligenten Mann am ferneren Arbeiten hinderte, oder ob eine ihn urplötzlich überfallende Indolenz und

Schlappheit ihm in Romniz ein fortgesetztes Schlaraffenleben führen ließ, darüber vermochte niemand Bescheid zu geben. Renos Einladung wurde angenommen. Bald wußte er sich diesem unentbehrlich zu machen, führte seine Korrespondenzen und wurde in alle Geldangelegenheiten eingeweiht.

Scharfsichtige Leute behaupteten zwar, Graf Romniz würde von Harder vollständig beherrscht und sei selbst Null in seinem Hause, er bemerke sogar nicht einmal, wie der intrigante Freund bei jeder entscheidenden Sache den Ausschlag gebe und seinen Willen durchzusetzen suche.

Aber das schien natürlich bloß böswilliges Gerede zu sein.

Der zartgebaute, blonde junge Mann mit den stets lustig dreinschauenden, klugen Augen, aus denen es oft so übermütig spöttisch blickte, machte durchaus keinen gefährlichen, noch despotischen Eindruck, viel eher ließe sich begreifen, daß Renatus den besten, treuesten Kameraden und nie einen Spielverderber in ihm fand.

„Du bist übler Laune, Reno! Bleibster, bester Junge, nur Kopf oben! Scheußlich siehst Du aus mit solchem Regenwettergesicht!“ entgegnete Harder lachend und stellte sich, beide Arme untergeschlagen, vor seinen finsterblickenden Freund. „Du kannst ja diesbezügliche Bestimmungen treffen, über Dein einstmaliges Begräbniß — wenn Dir so viel daran liegt!“

„Unfinn! Rede kein Blech. Ich ärgere mich nur wegen der Wädel, die hier so vollständig eigenmächtig handeln, mich nie um Rat fragen und die alte superkluge Schnatterbach dazu,“ brauste der junge Gutsherr zornig auf.

„Darüber wage ich keine Entgegnung!“ versetzte Harder achselzuckend.

„Zum Teufel — das hat aber nun ein Ende. So lange Mama krank lag, habe ich mich gutwillig in Vorys und Isabels Launen und Schrullen gefügt, allein jetzt werde ich meine Rechte als Familienoberhaupt schon geltend machen!“

„Dann rate ich Dir, damit zu warten, bis die Geldaffäre zwischen Euch ins Klare gekommen ist,“ sagte Harder noch immer im nämlichen heiteren Tone. Diplomatisch wäre es wohl nicht von Dir, den Kopf aufzusetzen, wo jetzt absolut kein Grund vorhanden ist.“

Etwas ängstlich schaute Renatus den Sprecher von der Seite an, dann fragte er kleinlaut:

„Soll ich vielleicht schon heute davon anfangen?“

„Gewiß, das mußt Du, mein Junge! Wenn wir nächste Woche unsere Reise nach der Riviera antreten wollen, wäre es wünschenswert, alle Geldangelegenheiten vorher zu arrangieren,“ klang die aufmunternde Antwort zurück.

Hörbar seufzend hatte sich Renatus in einen Sessel geworfen, während Harder langsam durch das Gemach schritt.

„Dumme Sache, — Fritz — hm! Eigentlich wäre es mir lieber, Du sprächest mit Isabel, denn das ist die Tolerantere — Zugänglichere von beiden, stelltest ihr vor, daß ich in den letzten Jahren arge Verluste gehabt. Bei solchen Missernten soll der Landwirt auch

noch mit Ehren bestehen! Als Dritter — sagen wir: Unparteilicher — kannst Du wohl besser reden und ...“

„Und die Kastanien aus dem Feuer holen — gelt ja? gelt ja?“ vollendete Harder lachend den Satz. „Rein Reno, obgleich ich jedes Opfer für dich zu bringen bereit bin, hier mußt Du selbst einmal ins Treffen: Das sind eben private Familienangelegenheiten, wobei fremde Einmischung taktlos wäre.“

„Ja — ja, im Grunde hast Du recht — wie immer Alter: Wenn die Wädel mir aber das Geld verweigern — was dann — he? Der kleinen energischen Vory traue ich das zu, sie kann rücksichtslos, schroff sein!“ sagte, seine wohlgepflegten Nägel betrachtend, der Graf.

„Nun, dann wird wohl für eine Weile Schmalhans Küchenmeister in Romniz sein, Renochen. Wir brauchen ja nicht immer Dinners zu essen und zu geben, wo der Sekt und die Auster den Gästen bereits auf der Treppe entgegenkommen. Schaffen wir den Koch ab, — gut! Rindfleisch mit Brühkartoffeln schmeckt auch gut — zur Abwechslung — soll äußerst gesund sein. Ha — ha — ha —“

Harder wollte sich totlachen.

„Blödsinn! So ärgere mich doch nicht. Und was wird aus unserer Reise nach der Riviera? Ich habe eine leise Ahnung, in Monte Carlo die Bank zu sprengen.“

„Oder den letzten Rest Deines Eigentums dort sitzen zu lassen — und dann: Ablos!“

Der Sprecher machte eine unverkennbar drastische Handbewegung nach der Stirn.

„Na, weißt Du, male den Teufel nicht an die Wand. Manchmal ekelt mir fast vor dem jämmerlichen, seltsamen Leben. Es liegt kein Mumm — kein Nerv drin!“

Renatus lehnte den Kopf zurück und schloß für mehrere Sekunden die Augen.

Ein seltsam halb triumphierender, halb lauernder Zug huschte bei diesen Worten blitzartig über Harders bisher unbesangenen fröhlichen Gesicht, was dasselbe in seinem Ausdruck völlig zu verändern schien.

Allein ebenso schnell sicherte er wieder seelenbergnügt und sagte tröstend:

„Das ist ja alles Numpitz! Nur nicht sentimental werden. Sprechen wir von praktischen Dingen. Was meinst Du, Reno, beläuft sich die Erbschaft Deiner Schwestern wirklich hoch?“

„Bah! Eine glatte Rechnung: Mama beläß eine Million Mark. Meinen Teil gab Sie mir leider schon vor zwei Jahren auf Hypotheken zum Bau der Stärkefabrik und so weiter. Ich habe somit von hier nichts mehr zu erwarten, wogegen Vory und Isabel — da sie im Frühjahr majorenn wurden, den Rest vergnüglich schlucken werden,“ gab der Angeredete mürrisch zur Erwiderung.

Herr von Harder zählte etwas an den Fingern ab.

„Brillant — dazu die nette Rente aus dem Romnizischen Fideikommiß, welches Dein Vater für seine Töchter gestiftet! Eigentlich famose Partien. Wenn ich nicht solch armer Teufel wäre, dann ...“

„Nun versuche nur mal Dein Glück, Fritz. Meinen Segen hast Du, Dir gönne ich das Beste!“ versetzte

durch gestimm
nicht
Werke
logte
spöttli
wort
und se
Voscha
In
und S
De
noch
Auffäl
Da
Trauer
grauha
Schlung
die ha
wieder
Al
sympat
gekni
wirkten
dunklen
„M
junge
Voscha
Faust
Ralfon
spöttli
Da
bei der
sich m
„D
allein
genehm
würden
sagte d
Ren
dieser r
„G
Mit kl
und be
„G
stimmen
expedier
seiner
Ausgan
„R
intellig
verstand
zwinke
jetzt d
mache
oben u
„R
Fär
gebürl
Schloß.

durch des Freundes Ideengang jetzt ebenfalls heiterer gestimmt, der Graf.

„Ich werde mich beschelden und Familie Schönau nicht vorgreifen. Dort drüben soll nämlich etwas im Werke sein. Deine Mutter hätte es sehr gewünscht — sagte man“, Herr von Harder sprach wie immer in spottlustigem Tone, allein noch ehe Renatus eine Antwort zu geben vermochte, klopfte man an die Thür.

„Herein!“ schrie Reno, über diese Störung ärgerlich und seine Züge verfinsterten sich noch mehr, als jetzt Boscha hereintrat.

In einer langjährigen Domestiken eigenen Ruhe und Sicherheit musterte sie die beiden jungen Herren.

Der Wirtschafterin, ungeachtet ihrer fünfzig Jahre noch immer schlanke Gestalt, verriet durchaus nichts Auffälliges.

Das um die helmgegangene Herrin getragene Trauerkleid war glatt und schlicht, so wie auch der grauhaarige Kopf sich unter einem, am Halse geschlungenen schwarzen Spitzenzeuge verbarg, während die hageren Züge Besonnenheit und eine gewisse Würde wiederpiegelten.

Allein demungeachtet schien der ganze Eindruck kein sympatischer zu sein, vielmehr waren es die meist zugewinkelten Augen, deren scharfe forschende Blicke störend wirkten! Blicke ähnlich zuckte es zuweilen unter den dunklen Wimpern hervor.

„Nun, was gibts denn, Boscha'sen?“ rief der junge Graf, dessen früheste Kindererinnerungen mit Boscha's Person verknüpft waren, weil deren feste Faust den kleinen, widerspenstigen Kerl oftmals zur Ration gebracht, vom Sitze aus der Eintretenden, halb spöttisch zu.

Da die Polka jedoch nun eine angelehene Person bei den Schwestern geworden, so versuchte Renatus sich mit ihr bestmöglichst auf guten Fuß zu stellen.

„D, ich hab' nur zu melden, daß die Damen heute allein speisen wollen. Aber wenn es dem Herrn Grafen genehm wäre, jetzt bald einmal heraufzukommen, so würden die gnädigen Komtessen um den Besuch bitten“, sagte diese in hartem Deutsch.

Reno warf bedeutame Blicke nach Harder hin, dieser nickte.

„Gut, sagen Sie den Schwestern, daß ich komme!“ Mit kühlter Grandezza neigte Boscha leicht das Haupt und verschwand.

„Ekelhafte Pröze! Wenn ich hier etwas zu bestimmen hätte, die würde ich schleunigst an die Luft expedieren!“ brummte Renatus, indem er sich aus seiner bequemen Stellung gähnend erhob und dem Ausgange langsam zuschritt.

„Nun, Madame Boscha ist jedenfalls eine höchst intelligente Dame, die sich eine Position zu machen verstanden hat,“ versetzte Harder pfiffig lächelnd und zwinkerte dem Freunde ermutigend zu. „Fasse nur jetzt die gute Gelegenheit am Schopfe, Reno, und mache Dir der Dame welche Stimmung zunutze. Kopf oben und Ohren steif. Adio!“

„Na, halte mir nur den Daumen, Alter!“

Für die feierliche Ruhe eines Trauerhauses ungebührlich laut, flog hinter dem Grafen die Thür ins Schloß.

(Fortf. folgt.)

• • Ein Reiseabenteuer • •

von Jean Stgaux.

Autorisierte Uebersetzung von Wilhelm Thal.

Man hat Unrecht zu glauben, es kämen heutzutage auf der Reise, weil man sie hundertmal schneller als früher zurücklegen kann, keine Abenteuer mehr vor. Ich will zum Beweise dafür folgendes kleine Abenteuer erzählen, das mir ganz prosaisch zwischen Paris und Lyon oder richtiger gesagt, zwischen Lyon und Paris in einem der neuen Musterwagen zustieß, deren Coupés zu zwei und zwei durch eine Thür miteinander in Verbindung stehen.

Der Zug fuhr mit vollem Dampfe in rasendem Laufe dahin, und dieses dumpfe Rollen dieser inwendig beleuchteten dunklen Massen, die sich wütend einen Weg durch die dichtesten Schatten bahnte, mußte auf schwachnervige Gemüther wirklich einen eigentümlichen Eindruck hervorrufen.

Es mochte Mitternacht sein, die Stunde der Verbrechen. Das Coupé, in welchem ich mich befand, enthielt außer mir nur noch zwei Reisende, und alle drei lagen wir uns in unsern Winkeln von dem Zittern des Zuges einlullen, als ich plötzlich in dem Halbschlummer, der mich überfallen hatte, einen leichten Druck auf meiner Schulter zu spüren glaubte. Ich öffnete die Augen, und meine Ueberraschung war nicht gering, als ich vor mir eine große und elegante junge Frau in heller Toilette stehen sah. Wo kam sie her? Die offen gebliebene Verbindungstür der beiden Coupés löste mir dieses Räthel. Ihr Gesicht war verstört, und verriet alle Zeichen eines heftigen Schreckens.

„Was ist Ihnen denn geschehen, Madame?“

„Da, da . . .“

Ihre Stimme zitterte, während sie mit der Hand auf das Nebencoupé zeigte.

„Es ist ein Dieb, vielleicht ein Mörder, fuhr sie atemlos fort, und ich möchte Sie deshalb bitten, mich zu beschützen.“

Ich schloß zunächst die Verbindungstür und kehrte sodann zu der Reisenden zurück, die noch leichenblaß von dem mir gegenüber freigebliebenen Winkel Besitz ergriffen hatte. Meine beiden Reisegefährten waren nicht erwacht, und die junge Frau, die sich ein wenig von ihrer Unruhe erholt hatte, erklärte mir jetzt die Ursache derselben. Sie war in Lyon in das vollständig leere Nebencoupé eingestiegen und dort eingeschlafen. Ihr Schlummer war von einem entsetzlichen Traum begleitet gewesen; er hatte ihr einen Mann von verdächtigem Aussehen gezeigt, der sich mit erhobenem Dolche auf sie gestürzt; wie groß war aber ihr Schreck gewesen, als sie jäh erwacht war und den Mann aus ihrem Traum vor sich gesehen hatte! Er trug eine Mütze, die er tief über die Augen gezogen hatte, und sein finsterner Blick suchte nach der Stelle, nach der er stoßen sollte. Sie hatte nun mit großer Mühe einen Schrei unterdrückt, sich schnell erhoben und sich atemlos in mein Coupé geflüchtet.

Dem wäre ich glücklich entgangen,“ sagte sie zum Schluß. „Denken Sie, wenn ich nicht aufgewacht wäre, so hätte meine Reise sicherlich in der andern Welt ihr Ende gefunden.“

„Aber . . .“, wandte ich ein, „vielleicht haben Sie sich getrrt, Madame.“

„Nein, nein,“ unterbrach sie, „dieser Mensch hat es auf meine Börse oder mein Leben abgesehen.“

„Nun, ich will mir darüber Gewißheit verschaffen,“ sagte ich zu ihr.

„Dann, mein Herr, wenn Sie durchaus dort hinüber gehen wollen“, sie sprach das „hinüber“ mit einer Art Angstschauer aus, „dann erweisen Sie mir noch einen Dienst. Nehmen Sie die Gegenstände mit, die ich in das Netz gelegt hatte.“

Sie zählte sie auf, ein Necessaire, ein kleines Buch, einen Sonnenschirm, noch ein kleines Buch . . .

„Mein Gott, wenn er das alles nur nicht schon geraubt hat,“ stöhnte sie.

Ich beruhigte sie, so gut ich konnte, und erhob mich, indem ich meinen Schnurrbart mit martialischer Geste hoch strich. Dann trat ich lähn, wie ein Vändiger in den Käfig seiner Raubtiere, in das Coupé.

Es herrschte in demselben die tiefste Dunkelheit, denn der Store war über die Lampe gezogen, die er vollständig verdeckte. Ich stieß mich hier an einen Mann, der unbeweglich im Coupé stand; ob er nun die Absicht hatte, der Flüchtigen zu folgen oder auf ihre Rückkehr wartete, das konnte ich natürlich nicht beurteilen.

Auf meine Bitte, und anscheinend ohne Erstaunen, wenigstens, so weit ich aus seiner ruhigen Haltung und Stimme schließen konnte, zeigte mir der Unbekannte die Gegenstände meiner Reisegefährtin. Ich fand das kleine Buch, das Necessaire, den Sonnenschirm, das andere kleine Buch . . .

„Was ist denn der Dame zugestoßen?“ fragte mich der Reisende in dem Augenblicke, als ich in mein Coupé gehen wollte.

„Ja, mein Herr, danach müssen Sie morgen fragen,“ versetzte ich. „Was mich betrifft, so würde es mir sehr schwer fallen, Ihnen antworten zu müssen.“

An den wenigen Worten, die wir austauschten, erlah ich, daß dieser Mörder der besseren Gesellschaft angehören mußte.

Als ich mein „Opfer“ wieder erreicht hatte, fragte mich dieses mit einem Elfer, in dem schon etwas mehr Neugier als Angst lag:

„Haben Sie ihn gesehen, den Elenden?“

„Allerdings!“

„Nicht wahr, es ist einer . . .?“

„Was denn für einer?“

„Nun, ein Mörder oder ein Dieb, sagte sie zögernd.“

„Aber Madame, dieser Bandit, der Sie so sehr erschreckt hat, scheint mir ein recht gutmütiger Teufel zu sein.“

„Sie haben ihn sich nicht genau angesehen“, meinte sie und wollte sich davon nicht abbringen lassen! ja, ich sah sogar in diesem Augenblicke, sie hätte sich darüber geärgert, wenn die Gefahr nur eine eingeblendete gewesen wäre.

Ich nahm wieder meinen Platz ein, und der Zug rollte unermüdt phantastisch durch die dunkle Nacht weiter; wie eine Kugel schoß er an den kleinen schlaftrigen Bahnhöfen vorbei, die er aus ihrem dumpfen Schlummer aufschreckte.

Wir hatten noch einige Stunden Zeit, bevor wir nach Paris kamen. Die Reisende, die sich nach und nach beruhigt hatte, hatte endlich die Augen geschlossen, und ich tat dasselbe.

Bei Tagesanbruch erwachte sie und wünschte mir lächelnd guten Morgen. Die Angst, die sie in der vergangenen Nacht ausgestanden, schien verschwunden, und bei hellem Lichten Tage war sie offenbar eine ganz tapfere Person.

„Wie wär's, wenn wir uns den Feind einmal ansähen?“ schlug ich vor.

„Nein, nein, noch nicht,“ versetzte sie lebhaft. „Wenn jetzt auch nichts mehr zu fürchten ist, so bin ich doch überzeugt, daß es ein Mörder ist, und daß ich nur mit knapper Not der Gefahr entgangen bin. Wenn Sie seinen finstern Blick gesehen hätten!“

„Ja, Madame, aber warum reisen Sie allein, wenn Sie glauben, daß Sie sich auf den Eisenbahnen solchen Gefahren aussetzen?“

„Ihre Bemerkung ist vollkommen richtig, mein Herr,“ versetzte sie, „doch hören Sie meine Rechtfertigung.“

Nun erzählte mir die junge Frau ihre Geschichte.

„Ich hatte eine Dame aus Lyon vor mir, die sich vor kurzem mit einem Marineoffizier verheiratet hatte, der im Hafen von Cherbourg stationiert war. Familienangelegenheiten hatten sie in ihre Vaterstadt gerufen, und sie hatte die Reise allein machen müssen, da ihr Mann dienstlich verhindert war. Indessen waren alle Vorkehrungsmaßregeln getroffen, damit die Dame in aller Sicherheit reisen konnte. Wenn sie an Waçon vorüber kam, sollte sie auf dem Perron einen Reisegefährten finden, der sie nach Paris, das heißt, während der ganzen Nacht, begleiten sollte. Dieser Reisegefährte war niemand anders als ein Onkel ihres Vaters, ein Notar aus der Umgegend von Waçon, den sie noch gar nicht kannte, und der diese Gelegenheit benutzte, um einige Tage in der Hauptstadt zuzubringen. Unglücklicherweise war sie gleich, nachdem sie in ihr Coupé gestiegen, eingeschlafen, und der Onkel aus Waçon, der niemand auf dem Perron steigen sah, hatte jedenfalls geglaubt, seine Nächte hätte den Zug verpaßt.“

„Aber, Madame,“ warf ich ein, „wenn Sie diesen Onkel nicht kennen, so hätten sie noch so sehr wach bleiben und auf dem Perron hinunter gehen können.“

Die junge Frau unterbrach mich mit einer Handbewegung und schlug eifrig ihr Mantel auseinander, und nun bemerkte ich an ihrem Wieder eine hübsche kleine Spinne, die eine Brosche bildete.

„Das Erkennungszeichen!“ sagte sie lächelnd.

Unsere beiden Reisegefährten waren erwacht und reckten ihre Glieder. Gleichzeitig sagte uns das Pfiffen der Lokomotiven, das Puffen der Maschinen, die mit schwerfälligem Stöhnen an unsern kleinen Fenstern vorüberzogen und die vielen Waggons auf den Schienen, daß wir uns Paris näherten.

Vor der Ankunft wollte ich noch einmal am hellen, lichten Tage die Züge des Mannes sehen, der meine Reisegefährtin so sehr erschreckt hatte, und auch diese schien neugierig, den elenden Mörder in Augenschein zu nehmen. Wir betraten das Coupé und fanden ihn gerade im Begriffe, seine einzelnen Gepäckstücke zusammen zu suchen.

Er sah
blings hatt
Kopfsbedeck
dieser Herr
er die jun
ächtlich, sa
eine heftig
indem er f

„Habe
Er spr
„Nein
die Augen
richteten, d
vorgesteckt
Man e

Onkel. Al
sah, hatte
geändert, u
schleichen wo
in dem sie

Die jun
und sagte:

„Denke
Mörder ge
„Und r
schuldige D
Der D
und wir tr

— G

— G

Sommer in
für die war
Müdigkeit
die Fleisch
während de
je heißer es
auch unter
oder gar ke
zum Beispiel
und zur Z
lebendigen
genießen die
den verschle
reichlichem F
fieber in st
Pulsschlag
felt besteht.
kost leben)
überhaupt
Gemüse ode
Beute, die
haben kräfti
Fleischgenuß
es, was daz
weil dadurch
wärme verm
der sich fast
größten Nig
Belub hnan
daß ein Bass
Stärke ausz

Er sah wirklich garnicht so fürchterlich aus. Allerdings hatte die Kellermüze bereits einer angemesseneren Kopfbedeckung Platz gemacht. Es war ein großer, dicker Herr von etwas schwerfälligen Manieren. Als er die junge Frau eintreten sah, lächelte er etwas verächtlich, sah sie sich dann genauer an, machte plötzlich eine heftige Bewegung, wurde blaß und rot, und fragte, indem er sich respektvoll an sie wendete:

„Habe ich nicht die Ehre, mit Madame . . .“

Er sprach nicht aus.

„Mein Onkel!“ rief die Reisende, als sie sah, wie die Augen des Mannes sich auf die Brosche, die Spinne richteten, die sie am vorigen Tage als Erkennungszeichen vorgesteckt hatte.

Man erklärte sich gegenseitig; es war wirklich der Onkel. Als er in Maçon niemand aus dem Zug steigen sah, hatte er vermutet, seine Nichte hätte ihre Absicht geändert, und da er seine Reise nach Paris nicht verschleppen wollte, so war er gerade in das Coupé gestiegen, in dem sie sich befand.

Die junge Frau brach jetzt in lustiges Lachen aus und sagte:

„Denken Sie, lieber Onkel, ich habe Sie für einen Mörder gehalten!“

„Und mir fiel die ehrenvolle Aufgabe zu, das unschuldige Opfer zu schützen,“ erklärte ich.

Der Onkel und die Nichte dankten mir herzlichst, und wir trennten uns.

G e m e i n n ü ß i g e s .

— Eßt Gemüse! Die Gemüsekost tritt im Sommer in ihr volles Recht ein. Sie ist wenigstens für die warme Jahreszeit die geeignetste, da sie weniger Müdigkeit und Neigung zum Schlafen verursacht als die Fleischnahrung. Die fleischfressenden Tiere zeigen während des Tages das Schlafbedürfnis um so mehr, je heißer es ist; die pflanzenfressenden dagegen zeigen auch unter dem Einflusse heißer Sonnenstrahlen wenig oder gar keine Einbuße ihrer Munterkeit. Das Pferd zum Beispiel wird durch Hitze völlieth nur feuriger und zur Bewegung geneigter, wie man aus dem lebendigen Araber schließen könnte. Die Menschen genießen die vielseitigste Nahrung, sie sind demnach auch den verschiedenartigsten Wirkungen ausgesetzt. Nach reichlichem Fleischgenuß stellt sich stets das Verdauungs- fieber in stärkerem Maße ein, das in beschleunigtem Pulsschlag und dem Gefühl der Schwere und Müdigkeit besteht. Vegetarier (solche, die nur von Pflanzenkost leben) kennen dieses Schlafbedürfnis nach Tisch überhaupt nicht. Wer weniger Fleisch und mehr Gemüse oder reichlich Obst genießt, spürt wenig davon. Leute, die viel Fleisch genießen, sind zwar voller und haben kräftigeres Aussehen, sind aber auch hitziger. Fleischgenuß steigert die Körperwärme, allein das ist es, was dazu bestimmt, ihn im Sommer zu beschränken, weil dadurch die Widerstandsfähigkeit gegen die Sonnenwärme vermindert wird. Ein Lastträger von Neapel, der sich fast nur von Makkaronen nährt, trägt in der größten Hitze einen Menschen auf seinem Rücken den Besub hnan. In den Zeitungen war einmal mitgeteilt, daß ein Lastträger, der sich in Paris durch besondere Stärke auszeichnete, sich fast ausschließlich von Zwiebeln

nährte, während man im Gegentheil bei vollblütigen Fleischessern schon bei geringerer Bewegung starken Schwelß bemerken kann. Wir wollen nun keineswegs behaupten, daß in der Pflanzenkost das Heil bezüglich der menschlichen Nahrung zu suchen sei. Wir sind dagegen überzeugt, daß es zuträglich für das allgemeine Wohlbefinden und für die Gesundheit des Menschen ist, seine Auswahl in den Nahrungsmitteln, wodurch er sich wesentlich vom Tier unterscheidet, den Zeiten mit ihren verschiedenen Einflüssen mehr anzupassen, als es jetzt geschieht. Es ist wohlgetan, in der heißen Jahreszeit den Genuß von Fleisch und fetter Brähe, sowie von zu heißen Speisen herabzusetzen und dem Gemüse, den leichten Mehlspeisen und erfrischendem Salat den Vorrang einzuräumen, um die Körperwärme, die schon durch äußerliche Einflüsse und durch die Kleidung gesteigert wird, auch nicht noch durch innerliche Anfeuerung in schädlicher Weise zu erhöhen.

— Der Obstgenuß. Das Obst ist eines der köstlichsten Geschenke der Natur; es ist Nahrungs- und Heilmittel zugleich, dessen Genuß auf den Menschen einen wohlthätigen Einfluß übt. Diese einfache Wahrheit wird leider noch immer nicht genügend gewürdigt, am wenigsten aber von unsern heutigen Bier-Enthusiasten, die im Bier allein den Inbegriff alles Vollkommenen, Nahrhaften und Gesundheitsgemäßen entdeckt haben wollen. Gerade den Gambriusjüngern, die in dieser heißen Jahreszeit doppelt dem Genuß starker, dickflüssiger Biere zu huldigen pflegen, wäre sehr anzuraten, es einmal mit einer Obstkur zu versuchen, um das schwere Blut etwas zu verdünnen, wodurch sie dann die von der heißen Jahreszeit unzertrennlichen Gefahren sicherer bestehen, zugleich aber sich mit neuer Kraft für den kommenden Winter ausrüsten werden. Auch solchen, welche die meiste Zeit am Schreibtisch oder auf dem Kontor sessel verbringen und dazu vielleicht, was man so nennt, recht gut leben, viel Fleisch und sonstige nahrhafte Speisen genießen, an Gicht, Blutstocungen, Fettleibigkeit leiden, schwermütig angelegt sind, allen denen könnte es nichts schaden, sondern nur nützen, wenn sie das Obst einmal nicht bloß als „Kindernaschwerk“ ansehen, sondern, natürlich unter Aenderung der alten Lebensweise, einmal als Nahrungs- und als Heilmittel betrachten und benutzen wollten! Sie könnten dabei loswerden, was ihnen oft Beschwerden verursacht. Das Obst — ähnlich wie viele Kräuter, Blattgemüse usw. — wirkt auf den Stoffwechsel säuretilgend, auflösend, absondernd und ist somit im ganzen, besonders aber im engern Sinne des Wortes als nahrhaft zu betrachten. Schwer verdaulich ist Obst nur für durch Reizmittel geschwächte Verdauungsorgane. Man denke nur daran, wie leicht Kinder im allgemeinen das Obst verdauen, und wie man ja Ähnliches bei der Milch beobachtet, die zwar von jedem Säugling, durchaus aber nicht von jedem Erwachsenen vertragen wird. Da ist denn vor allen Dingen Gewöhnung an eine reizlose Diät nötig, um erst wieder gut verdauen zu lernen. Bei Kindern habe man nur sorgfältig darauf acht, daß sie bei keinem Kernobst die Kerne mit verschlucken und daß das Obst, welches sie — am besten mit etwas Weißbrot — genießen, völlig reif, rein gewaschen und ge-

schält sel. Besteres ist hauptsächlich deshalb notwendig, weil sich an den Schalen häufig Pilze ansetzen, die, in den Organismus gebracht, unter Umständen nachteilige Wirkungen haben. Auch verbiete man den Kindern ernstlich das Essen der entschälten, blausäurehaltigen Pflaumen- und Pfirsichkerne. Wohl kann durch Mißbrauch auch das Beste und Gesundeste schädlich werden, das Obst wird im allgemeinen jedoch lange nicht so gemißbraucht, als Dinge, die weit weniger natürlich und gesund sind.

— Früchte. Die Vegetarier halten jedes von Tieren stammende Nahrungsmittel für schädlich und nur die pflanzliche Nahrung für zulässig. Aber sie haben darin wohl nicht ganz recht. Zwar wird niemand leugnen, daß die Getreidearten und Hülsenfrüchte sehr wichtige Nahrungsmittel darstellen, aber sie allein können nicht zu unserer Nahrung ausreichen, schon deswegen nicht, weil eine gewisse Abwechslung in den Speisen eintreten muß, wenn nicht der Ueberdruß an gleichmäßiger Nahrung schließlich die Nahrungsaufnahme ganz unmöglich machen soll. Das haben denn auch die Vegetarier eingesehen und sie schlagen deshalb vor, die notwendige Abwechslung durch die zahlreich vorhandenen eßbaren Baum- und Strauchfrüchte herbeizuführen. Es ist nun durchaus gegen den Genuß dieser Früchte nichts einzuwenden, im Gegenteil, sie sind sogar direkt zu empfehlen, aber die Anhänger der Fleischnahrung sagen, alle diese Früchte sind keine eigentlichen Nahrungsmittel, sondern nur Genußmittel, die den Appetit anregen und die Verdauung befördern. Wie sehr sie dabei recht haben, beweist die wissenschaftliche Untersuchung, die sich auf Weintrauben, Orangen, Granatäpfel, Bananen, Feigen, Oliven, Kirschen, Quitten, Mandeln, Hasel- und Walnüsse, Datteln, Aprikosen, Pfirsiche, Johannisbeeren, Erdbeeren, Himbeeren, Rispeln, Birnen, Äpfel und Pflaumen erstreckte. Bei allen betrug der Wassergehalt nicht weniger als 72 bis 92 Prozent der frischen Früchte; auch bei getrockneten betrug er noch über 30 Prozent. Der Eiweißgehalt ist viel geringer als man im allgemeinen wohl glaubt: bei Bananen ist er am höchsten und auch da beträgt er kaum 1½ Prozent, bei Birnen nur ¼ Prozent. Auch der Zuckergehalt der Früchte ist viel geringer, als man meint und abgesehen von Datteln und Feigen allein genossen, nicht genügend für wirkliche Nahrungsmittel. Wohl aber verdienen die Vegetarier insofern die größte Anerkennung, als sie fortgesetzt wirksam auf die große Bedeutung aller jener Früchte als Anregungsmittel hingewiesen haben. Auch spielen die Früchte bei der Erhaltung der Gesundheit durch ihre mancherlei besonderen Eigenschaften die wichtigste Rolle. Eßt Früchte! Das kann man daher nicht oft genug den Konsumenten zurufen. Den Landleuten aber soll man zurufen: haut Früchte!

V e r m i s c h t e s.

— Wie trägt man sein Taschentuch? Daß auch das Tragen des Taschentuchs der Mode unterworfen ist, wird ernsthaften Menschen kaum recht zum Bewußtsein kommen. Und doch brauchen wir nur ein

wenig zurückzublicken, um sofort davon überzeugt zu werden. Vor zwanzig Jahren etwa, als sich die ganze Frauenwelt in das „Réticule de Paris“ verklebt hatte, trugen unsere Damen das Tuch für die zierlichen Räschen in einer Tasche der hinteren Rockfalten. Als die dann von der Bildfläche verschwanden, wanderten die Tücher in Taschen, die der breiten Vorderfläche des Rockes aufgelegt waren, und ihn nur unnütz aufbeutelten und blähten. Mit der Mode der Reformkleider versank das Taschentuch tief hinunter, fast bis in die Vordüre des Unterkleides, und mit der secessionistischen Mode der absolut geraden Linie verlor es überhaupt die Tasche als Unterschlupf und wurde ganz einfach unter den Saum der enganschließenden Taille oder unter den Gürtel gequetscht. In jener Zeit kamen die „Bompadours“ wieder zur Geltung. Sie aber wurden bald durch die kleinen Gold- und Silbertäschchen verdrängt — und heutzutage muß jede Dame, die etwas auf guten Ton hält, eine größere Ledertasche in der Hand haben, in der sie das Taschentuch mit vielerlei anderen Dingen aufbewahrt. Nur bei ausge schnittenen Kleidern nicht! Da erfordert es, wenn man so sagen darf, „der Anstand“, daß das zierliche Taschentuch im Ausschnitt ein Plätzchen findet. Auch bei den Herren hat die Mode stets gewechselt. Einst als die Vertreter des starken Geschlechts noch Spitzenjabots trugen und am hohen Stod gravitätisch einher schritten, hielten sie das Tuch zierlich und fein in der Hand. Das war bei dem ständigen Tabak schnupfen ganz besonders bequem. Später verlängerten sich dann die Reithosen und verkürzten sich die Stöcke, und das Tuch versank in die Hosentasche, wo es unmoderne Menschen übrigens noch heute tragen. Als der Frack dann von der Straße verschwand, und die Herrenröcke längere Schöße bekamen, siedelte es in die hintere Rocktasche über. Nicht zu seinem Glück, denn man wußte nie, ob es nicht mit einem Zipfelchen ver rätherlich herauslugte. Dann kamen die Jacketts in Mode — das Tuch wanderte in die bequemen Seltentaschen. Dort zerstörte es die Fassung des Anzuges und stieg deshalb höher in die äußere Brusttasche. Hier hielt es zwar ziemlich lange, allein das über ragende Zipfelchen galt plötzlich als zu weiblich kokett, und das Taschentuch mußte sich in die innere Rocktasche verziehen. Seit zwei Jahren aber bringen es besonders moderne Herren nur noch in der linken Manschette unter. Dort sollen es vorläufig Ruhe finden zu sollen. Der Tag des Pariser „Grand Prix“ aber hat es wieder von seinem Platze verjagt. Denn dort erschienen die großen Elegants mit einer feingepprägten, seidengefütterten Silberbörse, die an einer langen Kette hing und das seidene Taschentuch verwahrte. Man sieht, nicht nur in den Tailen der modernen Röcke, auch in dieser Mode nähern sich Männer und Frauen recht bedenklich.

S i n n s p r u c h.

Ich will, das Wort ist mächtig,
Spricht's einer ernst und still,
Die Sterne reißt vom Himmel
Das eine Wort: Ich will.

Wo
Dei
Wo
Da
Wo
Wo
Dir
Da
Wo
Wo
Wo
Da
Wo
Zu
Eaf
Do

(1.
S
starrte
Noben
S
Al
umwan
um de
S
Bichtst
brechen
Herrge
Jamm
solch'
v. Har
Al
Jüngl
denken
seiner
und f
Er
Besen
und B
"A
wenn

